

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.



Mittwoch und Sonnabend erscheint ein halber Bogen Text; Sonnabend ein illuminiertes Modenbild in Octav; alle Monat eine Abbildung in Quart. — Halbjähriger Preis: 4 fl. und mit freier Postzusendung: 5 fl. C. M. — Man pränumerirt in Ofen im Kommissionsamt und bei allen k. k. Postämtern.

Die etruskische Vase.

(Beschluß.)

Er kehrte zurück nach Hause, sandte durch seinen Bedienten ein Billet an den Obersten Beaujeu, seinen Freund; schrieb noch einige Briefe, speiste dann mit gutem Appetite zu Mittag und war pünktlich um halb neun Uhr an der kleinen Thüre des Parks. „Was ist Ihnen, August?“ sprach zu ihm die Gräfin, „Sie sind heute sonderbar spaßhaft und können mich dennoch nicht zum Lachen bringen; gestern waren Sie unmuthig, während ich fröhlich war; heute haben wir die Rollen vertauscht; ich leide heute sehr an Kopfschmerzen.“ — „Ja, liebe Freundin, ich gestehe, daß ich gestern lästig war; aber heute befinde ich mich herrlich; ich habe einen Spazierritt gemacht, der mich erheitert hat.“ — „Und ich habe sehr lange geschlafen, nachdem mich drückende Träume in der Nacht geplagt hatten.“ — „Träume? Glauben Sie an Träume?“ — „Welche Thorheit!“ — „Ich aber glaube daran; ich wette, Sie träumten von einem tragischen Unfall?“ — „O, ich erinnere mich nie meiner Träume; doch fällt mir ein, daß ich Massigny im Traume sah, woraus Sie abnehmen können, daß mein Traum nicht sehr lieblich war.“ — „Massigny! ich hätte im Gegentheil geglaubt, Sie würden erfreut sein, ihn wiederzusehen?“ — „Armer Massigny!“ — „Armer Massigny?“ — „Aber, August, sagen Sie mir, was Ihnen heute Abend ist; es liegt in Ihrem Lächeln etwas Teufelisches.“ — „Massigny war ein einfältiger Mensch.“ — „Nun, nicht so sehr, als Sie glauben; aber ich muß

Ihnen etwas von ihm erzählen, wenn ich es nicht schon früher gethan habe.“ — „Niemals,“ antwortete mit bebender Stimme Saint-Clair.

„Bei seiner Rückkehr aus Italien verliebte er sich in mich; mein Gemahl, der ihn kannte, stellte ihn mir als einen Mann von Geist und Geschmat vor; beide waren für einander geschaffen. Massigny war Anfangs sehr fleißig mit seinen Besuchen; er gab mit Aquarellzeichnungen, die er fertig kaufte, als seine Arbeit; er sprach mit überlegenem Tone über Musik und Malerei. Eines Tages erhielt ich einen sonderbaren Brief von ihm: ich sei die tugendhafteste Frau von Paris, deshalb wolle er mein Liebhaber sein. Ich zeigte den Brief meiner Kousine Julie; wir lachten weiblich darüber, und nahmen uns vor, ihm einen Streich zu spielen. An einem Abend, wo wir Besuch hatten, worunter auch Massigny, sagte meine Kousine, sie wolle die Gesellschaft durch das Vorlesen einer Liebeserklärung belustigen, die sie den Morgen erhalten habe und zog zugleich Massigny's Brief hervor, den sie unter dem schallenden Gelächter der Zuhörer vorlas . . . Der arme Massigny! . . .“

Saint-Clair fällt mit einem Freubengeschrei zu Mathildens Füßen; er faßt ihre Hand und bedekt sie mit Thränen und Küßen; die Gräfin, auf's höchste erstaunt, glaubte Anfangs, es sei ihm unwohl; endlich erhob er sich wieder mit vor Freude strahlendem Auge und in diesem Augenblicke fühlt er sich noch glücklicher als an dem Tage, wo Mathilde ihm das erstemal zuflüsterte: ich liebe Sie.

„D, ich bin der verrückteste und schulbvolkste Mensch!“ rief er aus; „seit zwei Tagen hatte ich Argwohn gegen dich . . . und habe dennoch keine Erklärung von dir darüber verlangt!“ — „Argwohn? und weshalb?“ — „D, ich bin ein Elender! . . . man hat mir gesagt, du habest Massigny geliebt, und . . .“ — „Massigny!“ rief sie plötzlich auslachend, doch gleich wieder ernsthaft fortfahrend, „August,“ sprach sie, mit Thränen in den Augen, „können Sie toll genug sein, so etwas zu glauben und Heuchler genug, mir es zu verbergen?“ — „D, ich bitte dich, verzeihe es mir.“ — „Warum sollte ich dir nicht verzeihen, geliebter Freund? . . . aber vorerst, laß mich dir schwören . . .“ — „Genug, ich glaube; sage mir nichts weiter.“ — „Aber um Gotteswillen, welchen Grund hattest du, so etwas Unwahrscheinliches zu glauben?“ — „Nichts auf der Welt; nur meinen verwünschten Kopf . . . und . . . jene etruskische Base; ich wußte, daß Massigny sie dir geschenkt hat.“

Die Gräfin schlug verwundert die Hände zusammen, und rief dann mit ausbrechendem Gelächter: „Meine etruskische Base!“ Saint-Clair

Konnte nun selbst das Lachen nicht überwinden, während bide Thränen über seine Wangen rollten. Er faßte dann Mathilde in seine Arme und sagte: „Ich lasse dich nicht eher los, bevor du mir vergeben hast!“ — „Ja, ich vergebe dir, toller Mensch, erwiederte sie, indem sie ihn zärtlich küßte, „du machst mich heute sehr glücklich; ich sehe dich zum erstenmal weinen.“ — Nachdem sie sich aus seinen Armen gewunden hatte, nahm sie die etruskische Vase vom Kamin und zerbrach sie in tausend Stücke auf dem Fußboden. Es war ein seltenes und schönes Gefäß; der Kampf eines Lapithen mit einem Centaur war in drei Farben darauf gemalt.

Saint-Clair war, einige Stunden lang, der glücklichste und zugleich der beschämteste aller Menschen.

*
*
*

„Nun,“ sprach Abends Noquantin zum Obersten Beaujeu, den er in Tortonis Kaffehause fand, „ist es denn wahr?“ — „Leider zu wahr!“ antwortete traurig der Oberst. „So erzählen Sie mir doch, wie es zugegangen ist.“ — „D, sehr gut. Saint-Clair fing damit an, mir zu sagen, er habe Unrecht, doch wolle er zuerst Themines Schuß aushalten, bevor er ihn um Verzeihung bäte. Ich konnte dieses nur billigen; Themines verlangte, das Loos solle über den ersten Schuß entscheiden; Saint-Clair aber bestand darauf, daß er Themines zuläme. Dieser schoss nun und ich sah Saint-Clair sich einmal im Wirbel umdrehen und augenblicklich todt niederfallen. Ich habe schon an vielen Soldaten, die von Flintenschüssen getroffen wurden, dieses sonderbare Drehen bemerkt.“ — „Das ist sehr sonderbar,“ sprach Noquantin, „und Themines, was that er?“ — „Nun, was man gewöhnlich alsdann thut. Mit schmerzlicher Geberde warf er seine Pistole auf die Erde, daß der Hahn daran zerbrach. Es war eine englische Pistole von Manton; ich glaube nicht, daß es in Paris einen Büchsenmacher gibt, der ihm eine solche machen kann. . . .“

Die Gräfin blieb drei Jahre entfernt von aller Gesellschaft; sie bewohnte ihr Landhaus und verließ selten das Zimmer, einzig und allein umgeben von einer Negerin, die ihre Verbindung mit Saint-Clair kannte, und mit welcher sie keine zwei Worte den Tag über sprach. Nach drei Jahren lehrte ihre Kousine Julie von einer langen Reise zurück, sie brang mit Gewalt zu ihrer Freundin und fand die arme Mathilde so blaß und mager, daß sie den Leichnam derjenigen vor sich zu sehen glaubte, die sie schön und lebensfroh verlassen hatte. Mit vieler Mühe gelang es ihr, sie aus ihrer Einöde nach Syeres zu führen. Hier verlebte sie noch drei oder vier Monate und starb

dann an einer Brustkrankheit, die, wie der Arzt, der behandelte, sich ausdrückte, in häuslichem Gram ihren Ursprung hatte.

Brief und Siegel der Orientalen.

Die Perser verfertigen Papier von verschiedenen Farben: weiß, gelb, grün, rosenroth; auch gold- und silberfarbiges. Wenn man einen sehr ehrerbietigen Brief an eine hohe Person, z. B. an den Monarchen, schreibt, so bedient man sich eines weißen Papiers mit goldenen Blumen geziert. Das Blatt ist größer oder kleiner, je nachdem der Rang der Person ist, an die man schreibt. Die Briefe des persischen Shah's an Ludwig XIV. hatten drei Fuß Länge. In der Türkei ist das Papier größer und die Schreiben, welche der Sultan oder der Großvezier an den König von Frankreich senden, sind manchmal sieben Fuß lang. Die Größe des an irgend einen Fürsten gerichteten Briefes wird nach dem höheren oder geringern an ihn gestellten Ansuchen bestimmt. Die tartarischen Sultane, von dem Geschlechte des Tschinghizhan, welche im dreizehnten Jahrhundert Persien und einen Theil von Kleinasien besaßen, schrieben anfangs zwei Fuß lange Briefe an die europäischen Souveraine, später, als ihnen die Freundschaft der christlichen Fürsten wichtiger wurde, wuchsen ihre Briefe nach und nach bis auf neun Fuß. Solchergestalt sind die beiden Briefe der mongolischen Sultane von Persien an Philipp den Schönen, welche in den königlichen Archiven zu Paris aufbewahrt sind, und die Abel-Remusat bekannt machte und erläuterte. Samerkan, welcher den Sultan von Egypten auf eine eigene Art ehrenvoll auszeichnen wollte, sandte ihm einen Brief von 70 Coudees Länge.

Wenn die Perser schreiben, schneiden sie einen der Ecken vom Papiere ab, so daß das Blatt kein regelmäßiges Viereck bildet; das will so viel sagen, daß nichts unter der Sonne vollkommen ist, und daß man diese Eigenschaft nur bei Gott allein findet. Die Höflichkeits-Formeln, die sie bei ihren Briefen gebrauchen, sind sehr zahlreich. Es muß vorzüglich beobachtet werden, daß der Name des Obren dem des Untergeordneten vorangehe; diese Sitte ist sehr alt. Der Brief, welchen Mahomet dem Könige von Persien sandte, begann mit den Worten: „Mahomet, Sohn Abdallah's, Apostel Gottes, an Khosrew, König von Persien.“ Dieser Mangel an Achtung versetzte den König in solch' einen gewaltigen Zorn, daß er den Brief zerriß, ohne ihn gelesen zu haben. Ein ähnlicher Fall ereignete sich zweihundert Jahre später; als nämlich ein Konstantinopelitanischer Kaiser an

Mamoun, den Sohn Haroun al-Raschid's, schrieb, und seinen eigenen Namen voransetzte, ward der Kalif sehr beleidigt.

Wenn man Einen besonders ehren will, schreibt man seinen Namen und seine Titel mit goldenen oder wenigstens mit farbigen Lettern. Manchmal gibt man dem Namen einen ganz andern Platz; man setzt ihn zum Beispiel, an den Rand oder an den Kopf des Schreibens, um damit zu erkennen zu geben, daß der Brief selbst nicht werth ist, ihn zu enthalten. Wenn man mehrere Namen oder Titel besonders bezeichnen will, so gibt man einem Jeden von ihnen eine andere Farbe. Wenn man von Gott, einem Heiligen und einem regierenden Fürsten spricht, wird der Name Gottes in Gold, der des Heiligen blau, und der des Fürsten roth geschrieben. Ist nur von einem Heiligen und einem Könige die Rede, so gibt man dem Erstem die goldene und dem Andern die blaue Farbe.

Die Orientalen bedienen sich nicht der Schlösser und der Schlüssel. Wollen sie einen Gegenstand verwahren, legen sie ihn in ein Kästchen, das sie mit einer Schnur umgeben, worauf sie ihr Siegel drücken. Diese Sitte herrschte schon unter den Alten; aber diese bedienten sich der sehr verworrenen Knoten, wie man es im Homer sieht, wo Circe dem Ulyssus, in der Kunst, dergleichen Knoten zu verfertigen, Unterricht erteilt. Später setzte man auf diese Knoten ein Wachsigel und dieser Gebrauch besteht noch in Asien und in der Levante. Er war auch bei den Römern allgewein, welche ihr Siegel sogar an Epwaaren und Getränken legten. Plinius spricht davon und verwünschte den, der zuerst von dem Siegel Gebrauch machte; indessen gab er zugleich die Mittel an, wie man die Verfälschung der Siegel verhindern könne. Alles läßt glauben, daß der Gebrauch der letzteren von Abendländern den Asiaten mitgetheilt wurde, denn Tacitus erzählt, daß ein junger, in Rom erzogener persischer Prinz, der an Ctesiphon's Hofe den Gebrauch der Petschaften einführen wollte, dadurch den Unwillen des Volkes erregte; nichtsdestoweniger sah man bald nachher in Asien sich alle Klassen des Siegels bedienen.

Der Kalif Hecham hatte in seinem Palaste hundert versiegelte Koffer, die mit seltenen Kostbarkeiten gefüllt waren. Man drückt im Orient auf jeden Gegenstand von irgend einer Bedeutung das Siegel auf. Zu Charbins Zeiten herrschte sogar die sonderbare Gewohnheit, daß die persischen Könige unter ihrem Privatiegel das Reichsigel aufbewahrten, und sie trugen nur die kleinsten, zu ganz gewöhnlichen Dingen bestimmten Siegel bei sich, und hingen sie um den Hals. Das große Siegel, das wieder in einem kleinen Kästchen eingeschlossen war, wurde der Königin Mutter in Verwahrung gegeben.

Wenn man dieses Siegel auf einen bedeutenden Gegenstand drücken wollte, suchte man das Kästchen hervor; der König versicherte sich, daß das Siegel darauf unverfehrt geblieben, und nachdem er sich des Petschaftes bediente, legte er es wieder eigenhändig in das Kästchen zurück. Dieselbe Weise ist auch in der Türkei üblich. Der Sultan hat vier Petschaften, von denen drei zum Verschließen der Kostbarkeiten im Serail dienen; das vierte trägt er bei sich. Bei denjenigen Siegeln, die an Schlössern angelegt wurden, fanden ähnliche lästige Gebräuche statt; aber die Orientalen zogen die ersteren vor, denn in der That waren ihre Schlösser von schlechter und unbequemer Beschaffenheit.

Das Gesetz bestrafte strenge den Diebstahl oder die Nachahmung eines Siegels. In Persien bilden die Siegelstecher eine eigene Korporation; welche für alle Mißbräuche dieser Art verantwortlich ist. Todesstrafe trifft Denjenigen, der zwei völlig gleiche Siegel versertigt. Die ersten römischen Kaiser hatten eine abergläubische Verehrung für das Siegel des Augustus und sie verwahrten es sorgfältig. Salba verlor es und man betrachtete diesen Umstand für ein sehr schlimmes Zeichen. Der nämliche Vorfall ereignete sich bei Mahomets Siegel; der Kalif Omar ließ es in einen Brunnen fallen, was eine allgemeine Trauer hervorbrachte. Man gab sogar diesem Jahre den Namen: „Das Jahr des verlorenen Petschaftes,“ und man fand viel später in dieser merkwürdigen Begebenheit die Anzeige eines großen Unglücks.

Der Kaiser Hadrian hatte einen Ring, auf welchem sein Wahlspruch war; er verlor ihn kurz vor seinem Tode, und er zweifelte nicht, daß es ihm sein Leben kosten werde. Ein ähnlicher Fall wird von Sultan Selim, dem Eroberer Egyptens, erzählt. Man kennt die Geschichte von dem Ringe des Polykrates, von welchem Herodot und Plinius sprechen, und den so schön unser Schiller besang; man erzählt fast dieselbe Sache von Haroun = al = Raschid. Dieser Fürst hatte von seinem Vater einen sehr schönen Rubin erhalten; er warf ihn in den Tigris, weil sein älterer Bruder sich dessen zu bemächtigen die Absicht hatte. Bald darauf starb dieser Bruder; ein Fischer brachte dem neuen Kalifen den Rubin, und Haroun, der nun zum zweitenmal Besitzer dieses Geschmeides war, schätzte sich glücklicher als Polykrates. Cicero und Plinius sprechen von dem Ringe des Königs Gyges, der ihn unsichtbar machte; die Orientalen ertheilen dieselbe Macht dem Ringe Salamos.

Der polnische Paganini, Serwaczynski.

Der berühmte galizische Violinspieler Serwaczynski, der den Namen des polnischen Paganini verdient, ist nach einer viermonatlichen Kunstreise im April nach Lemberg zurückgekehrt. Er hielt sich während seiner Abwesenheit größtentheils in Warschau auf. Der „Warschauer Courier“ fällt über sein interessantes Violinspiel folgendes ehrenvolle Urtheil. „Man wundert sich, daß ein Pole den Muth habe, wenige Monate nach Paganini, der hier einen so tiefen Eindruck zurückgelassen hat, ein Violin-Konzert zu geben, allein Herr Serwaczynski hat alle Erwartungen übertroffen und rauschenden Beifall geerntet. Wir haben ihn bereits vor einigen Jahren in unserer Residenz gehört, aber seit dieser Zeit ist er mit Riesenschritten in seiner Kunst vorwärts gegangen. Keine Intonirung, Geschmat und Gefühl sind die Vorzüge seines Spiels, und sein Staccato kann immer, selbst neben Paganini, mit Wohlgefallen gehört werden.“

Intelligenz Nachrichten.

(Mitgetheilt von Franz Kav. Sold.)

II. Heirathesuch.

Ein Mann in seinen besten Jahren, den ein bedeutendes Vermögen in den Stand setzt, völlig unabhängig zu leben, sucht, im festen Vertrauen auf das Glück, dem er sein Vermögen dankt, eine holde Lebensgefährtin, die ihn durch dieses irdische Thränen- und Jammerthal mit hilfreicher Hand an das Ziel seiner Sehnsucht — das Grab leite. Da eine vieljährige Praxis ihn gegen den Zauber der Schönheit ziemlich schuß-, hieb- und stichfest gemacht hat, so übersieht er nicht allein den Mangel derselben, sondern hält sogar einen Höker, oder andere kleine Unebenheiten für wahre Bollwerke gegen die Angriffe der Versuchung. — Dagegen fordert er als unerläßliche Tugend eine gewisse Langmuth des Gemüths, welche nie müde wird, bei seinem Siechbette auszuharren, und ihm in seinem etwas gebrechlichen Zustande zur Hand zu gehen. Sollte sich hierzu noch Stummheit, und jene liebenswürdige Einfalt, Dummheit genannt, gesellen, die von allen weiblichen Launen so viel wie möglich frei ist, so würde er seine Erwartungen auf das angenehmste übertroffen sehen, weil der Verein dieser Tugenden eine äußerst friebliche und glückliche Ehe verbürgt. Auf Vermögen wird nicht gesehen. —

Auswärtige Interessantinen belieben sich an das Heirathsbureau in der Amorettenstraße Nr. 777 in frankirten Briefen zu wenden.

Einheimische werden ersucht, ihre Erklärung daselbst in Person abzugeben. Diejenigen welche sich nicht spätestens binnen acht Wochen melden, finden kein Gehör.

III. Todesanzeige.

Am 30. passato Abends 9 Uhr entschlief sanft zu einem besseren Leben, mein innigst geliebter und unvergesslicher Gatte, **Balthasar Schlemm**, beim Antritt des fünfzigsten Lebensjahres und der fünfzehnten Fläsche guten aufrichtigen Eilfer, womit sich die unterschriebene trostlose Wittve, nebst einem wohlkonditionirten Lager Franz-, Rhein-, Mosel- und Nekarweines von bester Qualität, dem ferneren geneigten Andenken aller wohlwollenden Freunde und Gönner hiermit dienstergebenst empfiehlt. — Sanft ruhe die Asche des Verewigten! dessen Handlung ich unter der unten verzeichneten Firma, in Kompagnie mit unserm seitherigen Buchhalter Herrn Liebewerth, fortsetzen werde.

J. W. Schlemm,
seel. Wittve et Kompagnie.

(Wird fortgesetzt.)

Zur Kenntniß.

In Nr. 50 des in Wien erscheinenden Sammlers theilt ein „Reisender aus und über Pesth“ seinen Lesern unter andern Dingen folgendes mit: „Der Spiegel scheint der Wohlfeilheit als Modezeitung seine Abonnenten zu verdanken und erfreut sich nicht ganz einer ein- und umsichtsvollen Redaktion.“ Wenn uns der uns wohlbekannte Reisende, der sich schon mehrere Jahre in Pesth auf Reisen befindet, Ein- und Umsicht abspricht, so wird er sich doch über unsere Nachsicht, mit welcher wir dann und wann, auf sein zubringliches Bitten, einige Theaternotizen von ihm im Spiegel aufnahmen, nicht sehr zu beklagen gehabt haben. Es sei ihm aber gesagt, daß wir künftighin auch so viel Ein- und Umsicht haben werden, um seine Skribeleien zurückzuweisen, indem wir nicht mehr geneigt sind, mit Ausbesserung dieser von Sprach- und Sinnfehlern wimmelnden Säckelchen Zeit zu verlieren; wir überlassen vielmehr dieses löbliche Geschäft dem Sammler in Wien, dem wir übrigens zu diesem neuen Korrespondenten gratuliren.

Die Redaktion.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.